

(Nachdruck verboten.)

52]

## Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

„Ich freue mich nur, daß Kongstrup mit ihr hinüberreißt,“ sagte Frau Kongstrup eines Abends zu der blonden Marie, als sie vor dem großen Stopfkorb saßen und die Strümpfe des jungen Mädchens nach der Wäsche ausbesserten. „Kopenhagen soll eine arge Stadt sein für die unerfahrene Jugend. Aber Sine wird sich schon zurechtfinden, sie hat den guten Grund der Köllers in sich.“ Sie sagte das ganz in kindlicher Einsicht; man konnte mit großen Holzschuhen in ihrem Herzen aus- und eintrampeln, so mißtrauisch sie sonst auch war. — „Zu Weihnachten kommen wir vielleicht hinüber und sehen uns nach Dir um, Sine,“ fügte sie in ihrer Herzensgüte hinzu.

Jungfer Köller öffnete den Mund und schnappte voller Angst nach Atem, erwiderte aber nichts. Sie sah über ihre Arbeit gebeugt und sah den ganzen Abend niemand an. Sie sah überhaupt keinen Menschen mehr offen an. „Sie schämt sich ihrer Falschheit!“ sagten sie. An sie konnte sich das Urteil herantwagen, sie hätte wissen müssen, was sie tat, sie hätte sich nicht zwischen die Rinde und den Baum drängen sollen — noch dazu hier, wo der eine Teil all sein Vertrauen in sie setzte.

Oben auf dem oberen Hof war der neue Knecht Per damit beschäftigt, den geschlossenen Wagen in Stand zu setzen. Er stand bei ihm und ließ den Kopf hängen. Er sah so unglücklich und trostlos aus, der Ärmste — wie immer, wenn er sich nicht in der Nähe des Verwalters befand. Jedesmal, wenn ein Rad abgenommen oder wieder eingeseht werden sollte, mußte er seinen schweren Körper unter den Wagen stemmen und ihn in die Höhe heben. Lasse erschien von Zeit zu Zeit in der Stalltür, um sich ein Urteil darüber zu bilden, was hier vor sich ging. Pelle war in der Schule, den ersten Tag im neuen halben Jahr.

Heute sollte sie also abreißen — die falsche Person, die sich hatte verleiten lassen, diejenige zu betrügen, die wie eine Mutter gegen sie gewesen war. Frau Kongstrup gab ihnen wohl noch obendrein das Geleite bis ans Dampfschiff, da ja der geschlossene Wagen benutzt werden sollte!

Lasse ging in die Kammer, um allerlei zuzurechtzuliegen, damit er heute abend ent schlüpfen konnte, ohne daß Pelle es bemerkte. Er hatte Pelle ein Stück Papier mit ein wenig Budergerut für Madam Olsen mitgegeben. Auf das Papier hatte er ein Kreuz mit einem Bleiknopf gemalt, und das Kreuz bedeutete ganz im geheimen, daß er heute abend zu ihr kommen werde.

Während er seine guten Kleider herausholte und sie unter ein wenig Heu an der äußeren Tür verbarg, ging er umher und summite:

„— aber meiner Liebe Drang  
Der erleichtert meinen Gang,  
Und den Weg verkürzt der Nachtigall Gesang.“

Er freute sich so unsinnig auf heute abend, er war nun bald ein ganzes Vierteljahr nicht unter vier Augen mit ihr zusammengewesen. Und dann war er auch stolz darauf, sich der Schrift bedient zu haben, und zwar einer Schrift, die zu ergründen, Pelle schon unterlassen sollte, ein so scharfer Schriftgelehrter er auch war.

Während die anderen nach Tische der Ruhe pflegten, ging Lasse hinaus und ebnete den Misthaufen. Der Wagen stand da oben mit dem großen Koffer hinten aufgeschwankt und einem andern auf der hohen Kante oben auf dem Vorderbrett. Lasse ging umher und grübelte nach, wie so ein Mädchen es nun wohl anfang, wenn sie allein da draußen in der weiten Welt lag und für ihre Sünde büßen sollte. Es mußte wohl Häuser geben, wo sie sich so einer gegen gute Bezahlung annahm — dadraußen gab es ja alles!

Johanne Pihl kam da oben durch das Tor gewatschelt. Lasse zuckte zusammen, als er sie sah — sie kam nie in guter Absicht. Wenn sie sich hier oben so frech aufstellte, war sie immer betrunken, und dann wußte sie vor nichts zurück. Es war traurig, wie tief das Unglück einen Menschen herunter-

bringen konnte — Lasse mußte daran denken, was für ein schönes Mädchen sie in ihrer lichten Jugend gewesen war. Und nun ging sie nur darauf aus, Vorteil aus ihrer Schande zu ziehen! Er zog sich vorsichtig in den Stall zurück, um nicht offenkundiger Zeuge von etwas zu werden. Da drinnen stand sie und glogte.

Die Sau ging unter den Fenstern auf und nieder und rief mit lallender Zunge, die Stimme wollte ihr nicht so recht gehorchen: „Kongstrup, Kongstrup! Komm mal heraus, ich will mit Dir reden! Du mußt Geld für mich und Deinen Sohn rausrüden, ich hab seit drei Tagen kein Essen gekriegt.“

„Das is nu 'ne ausgefunkene Lüge“, sagte Lasse wütend vor sich hin, „denn sie hat ihr gutes Auskommen. Aber sie schweinigt mit den Gaben Gottes — und nu is sie auf 'ne Gemeinheit aus.“ Er hatte die größte Lust, die Mistgabel zu nehmen und sie zum Tor hinauszujagen, aber gegen ihre giftige Zunge konnte man sich nicht gut wehren.

Sie hatte den Fuß auf der Treppe, wagte aber nicht, hinaufzugehen. Es hielt sie etwas in Schock, so unnebelt sie auch war. Da stand sie nun und tastete an dem Geländer und kante auf irgendeinem Gedanken. Von Zeit zu Zeit hob sie ihr fettes Gesicht in die Höhe und schrie nach Kongstrup.

Jungfer Köller kam ahnungslos aus dem Keller heraus und ging auf die Treppe zu; sie hatte den Blick zu Boden gesenkt und sah die Sau nicht eher, als bis es zu spät war. Da machte sie schnell Kehrt. Johanne Pihl stand da und grinste:

„Komm hierher, Jungfer, und laß mich Dich begrüßen!“ rief sie. „Bist Du großschauzig, Du? Die eine kann woll ebenso sein wie die andere! Das kommt woll daher, weil Du in 'ner Kutsche wegfahren und Dein s drüben überm Wasser kriegen kannst, wogegen ich meinen in 'ner Rübenfurche gekriegt hab'. Is das nu auch woll 'n Grund, sich was einzubilden — wir haben woll mit demselben Stier zu tun gehabt! — Du, geh raus und sag dem stolzen Heinrich, daß sein Aeltester hungert! Ich bin bange vor den bösen Augen!“

Jungfer Köller war schon längst wieder in dem Keller verschwunden, aber Johanne Pihl blieb ruhig stehen und wiederholte dasselbe wieder und wieder, bis der Verwalter auf sie losgefahren kam. Da zog sie sich zeternd vom Hof zurück.

Die Knechte waren durch ihr Geschrei zur Unzeit aus dem Schlaf geweckt und standen nun schlaftrunken da und spähten hinter den Scheunentüren hervor. Lasse hielt gespannt Ausgang aus dem Stall, und die Mädchen hatten sich im Brauhaus versammelt — was würde jetzt geschehen. Sie erwarteten alle irgendeinen schrecklichen Ausbruch.

Aber es geschah nichts. Hier, wo Frau Kongstrup berechtigt gewesen wäre, Himmel und Erde erzittern zu machen, — so treulos, wie sie sich gegen sie benommen hatten —, hier schwieg sie. Der Hof lag so ruhig da wie an den Tagen, wo es zu einer Art Auseinandersetzung zwischen ihnen gekommen war und wo Kongstrup sich im Zaum hielt. Frau Kongstrup ging da oben an den Fenstern vorüber und sah aus wie jede andere — es geschah nichts.

Worte mußten nun aber doch wohl gefallen sein, denn Jungfer Köller sah mächtig verweint aus, als sie den Wagen bestiegen, und Kongstrup hatte sein närrisches Wesen. Und dann rollte Carl Johan mit den beiden davon; Frau Kongstrup ließ sich nicht sehen. Sie schämte sich wohl da, wo es den andern zumut.

Es war nichts geschehen, was die Spannung hätte auflösen können, und sie lag wie ein Druck über ihnen allen. Sie mußte sich auf ihr unglückliches Los besonnen und darauf verzichten haben, auf ihrem Rechte zu bestehen, gerade jetzt, wo ein jeder auf ihrer Seite stehen mußte! Diese Ruhe war so unnatürlich und so unbegreiflich, daß sie die Gemüter bedrückte und verstimmte. Es war ja, als litten andere für sie, als habe sie selbst kein Herz!

Aber dann riß der Strang, das Weinen fing an, auf den Hof hinauszusickern, leise und gleichmäßig, wie rinnendes Herzblut. Den ganzen Abend strömte es hinaus, so verzweifelt hatte das Weinen noch nie über Stengaarden dahingeklungen — es ging allen durch Mark und Bein. Sie hatte das arme Kind wie ihr eigenes aufgenommen, und das arme Kind verriet sie — ein jeder fühlte an sich selbst, wie sie darunter leiden mußte.

In der Nacht steigerte sich das Weinen zu so herzweifelstem Schreien, daß selbst Belle davon erwachte — Halsjähnd von Schweiß. „Es klingt, als wenn jemand in höchster Not ist!“ sagte Lasse und zog schnell die Hose an. Seine Hände zitterten und wollten ihm nicht recht gehorchen. „Sie hat doch wohl nicht freventlich Hand an sich gelegt?“ Er zündete die Laterne an und ging in den Stall hinaus. Belle folgte ihm nachend.

Da er einmal verstimmt die Schreie, so jäh, als wäre der Laut mit einer Art durchgehauen; die Stille, die nun folgte, besagte, daß es für immer sei. Der Hof versank in das nächtliche Dunkel wie eine erloschene Welt. „Eben ist unsere Herrin gestorben,“ sagte Lasse fröstelnd und fuhr sich mit den Fingern über die Lippen. „Möge Gott sie milde aufnehmen.“ Angsterfüllt krochen sie wieder in ihre Betten.

Aber als sie am Morgen aufstanden, sah der Hof genau so aus wie an jedem andern Tag. Die Mägde klapperten und lärmten drüben im Brauhause wie gewöhnlich. Nach einer Weile hörte man die Stimme der Hausfrau da oben; sie erteilte Befehle in bezug auf die Arbeit. „Ich begreife es nicht,“ sagte Lasse kopfschüttelnd, „so plötzlich kann sonst nur der Tod Einhalt tun. Sie muß eine gewaltige Macht über sich haben.“

Jetzt sah man erst so recht, was für eine tüchtige Frau sie war. Sie hatte in der langen Zeit des Müßiggangs nichts eingebüßt, sie brachte die Mägde in Tritt, und die Kost wurde besser. Und eines Tags erschien sie im Kubstall, um nachzusehen, ob sie rein ausmelken. Auch Gerechtigkeit und Gericht übte sie aus. Eines Tages kamen die Arbeiter vom Steinbruch und beklagten sich, weil sie seit drei Wochen keinen Arbeitslohn bekommen hatten. Auf dem Hof war nicht Geld genug. „Dann müssen wir es beschaffen,“ jagte Frau Kongs-trup, und sie mußten auf der Stelle ans Drechsel gehen. Und eines Tages, als Karna zuviel Widerreden hatte, bekam sie eine schallende Ohrfeige.

(Fortsetzung folgt.)

## Hauptmann „Drei Stern“.

Stimme aus dem Soldatenleben.

Die achte Kompagnie steht morgens 6 Uhr zum Abmarsch nach dem Exerzierplatze bereit auf dem Kasernenhofe. Heute ist Kompagnieexerzieren. Jeder, der Soldat gewesen ist, weiß, was das heißt.

Die beiden Leutnants stehen vor der Front und unterhalten sich leise.

„Na, Zyenpliz,“ sagt von Zigenitz, „heute wird's wohl wieder jut werden. Der Olle hatte gestern abend ja riesiges Pech im Jeu.“

„Und war besoffen wie 'n Schwein,“ fügt v. Zyenpliz hinzu. „Wenn er uns aber mitbinken will, jebst ich ihm keinen Tropfen Kognak ab.“

„Nee, is er ooch nich wert,“ meint der erstere. „Seinen wird er wieder bald ez haben.“

„Der Herr Hauptmann kommt,“ meldet in diesem Augenblick der Feldwebel dem ältesten Leutnant.

Im Kasernerentor erscheint hoch zu Roß der „Olle“ mit didem rotem Gesichte und eigentümlich glänzenden Augen. Er ist zwar erst gegen zwei Uhr ziemlich schwer ins Bett gekommen, und seinem Burtschen war es nur mit vieler Mühe gelungen, ihn rechtzeitig wieder herauszubringen. Als Belohnung für seine Bemühungen war dem Burtschen der Stiefelnecht des Herrn Hauptmanns an den Kopf geflogen und hatte ihm eine große Weule zugefügt. Jetzt befindet sich der Herr Hauptmann aber, nachdem er soeben im Kasino jähnel diverse Kognaks — Marke Hennessy drei Sterne — hinter die Binde gegossen hat, ganz mobil.

Seine allgemein bekannte Vorliebe für dieses edle Erzeugnis Frankreichs hat ihm beim ganzen Regiment den Spitznamen „Hauptmann Drei Stern“ eingetragen.

Nachdem Leutnant v. Zyenpliz ihm die Kompagnie gemeldet hat, ruft er dieser mit ziemlich belegter Stimme zu: „Morjen, Leute!“

„Guten Morgen, Herr Hauptmann!“ schallt es wie aus einem Munde zurück.

„Was, begrüßt Ihr so Euren Hauptmann? Das klingt ja frade, als wenn 'n Sad Kartoffeln ausgeschüttet wird. Na wartet!“

Nach diesem Morgengruß gibt der „Olle“ das Kommando zum Abmarsch und die Kompagnie marschirt nach dem ca. 1/4 Stunden außerhalb der Stadt gelegenen Exerzierplatze.

Die frische, süßle Morgenluft tut den Soldaten nach der stickigen Kasernenatmosphäre wohl und munter stimmten sie ein Lied an:

An der Weichsel gegen Osten  
Da stand ein Soldat auf Posten,  
Er steh, da kam ein schönes Mädchen,  
Brachte Blumen aus dem Städtchen.

Der Hauptmann ist ein Stück hinter der Kompagnie zurückgeblieben und schenkt sich aus einem nicht gerade kleinen Platon, das er aus der Satteltasche hervorgeholt hat, den silbernen Abschraub-

bücker voll und noch einmal voll. Die Geschicklichkeit, mit der er das ausführt, läßt auf viel Übung schließen.

Nun trabt er der Kompagnie nach und brüllt wütend:

„Maul halten! Guten Morgen rufen könnt Ihr nicht, aber jrohlen! Wird's Euch schon anstreichen, Schwefelhande!“

Der Gesang verstummt. Ein Marmeln geht durch die Glieder, das klingt wie: „Der Ol' ist wieder voll.“ Stumm marschieren sie weiter. Ein dumpfer Druck scheint auf allen zu liegen, denn wie sie heute draußen auf dem Exerzierplatze erwartet, wissen sie.

Sturz bevor dieser erreicht ist, führt der Weg durch ein kleines Tannenwäldchen. Der Hauptmann galoppiert voraus und entschwindet den Blicken der Kompagnie. Als er auf dem Platze angelangt ist, steht er sich um. Gott sei Dank, es ist noch keine andere Kompagnie da. Er holt das Platon wieder aus der Satteltasche und legt es gleich an den Mund, ohne erst den Wecher zu benutzen. Donnerwetter, etwas kräftiger Fieb geworden! — Das Flaschchen ist leer.

Er setzt sich im Sattel zurecht. So, jetzt kann's losgehen. Die Kompagnie ist inzwischen herangekommen. Sobald sie den Platz betreten hat, kommandiert er „Tritt gefaßt!“ und das „Binken“ geht los.

Die Musketiere strengen sich aufs äußerste an, aber vergeblich. Heute kann dem Herrn Hauptmann nichts recht gemacht werden. Er wettet und flucht und distriert unaufhörlich Nachexerzieren. Er suchstest mit keinem Säbel herum, bald fährt er auf den Flügelmann los: „Kerl, ich steche dich tot!“ bald auf einen anderen Soldaten: „Schweinehund, ich reite dich über den Haufen!“

Nachdem das so eine Weile fortgegangen ist, befiehlt er: „Die Herren Offiziere austreten!“

„Is ooch sein Stück, sonst . . .“ brummt Leutnant v. Zyenpliz.

Wald darauf läßt der Hauptmann Gewehr abnehmen und rühren. Er winkt den Leutnant v. Zyenpliz heron und fragt: „Sagen Sie mal, lieber Zyenpliz, nich irgend was Süßiges bei sich, um die Kefle anzuseuchen? Muß mich ja heute total heißer schreien bei den verdammten Kerls!“

„Bitte gehorjamt!“ antwortet Zyenpliz und schenkt ihm aus seinem Platon den kleinen Wecher voll Kognak.

Dann geht's wieder weiter.

Mit Sektionen rechts schwenkt — marsch! Geratee — — halbe Schritte! halbe Schritte! — aus! Wo bleibt die Richtung, verfluchte Hammelherde! — Feldwebel, schreiben Sie den Müller auf! Der Kerl verkauft mir die ganze Richtung.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ schallt hinter der Front der Bierbaß der viden Kompagniemutter. „Müller ist aber nicht hier, Müller ist in die Küche kommandiert.“

„Was, in der Küche ist der faule Lünmel?!“ schneubt Hauptmann „Drei Stern“. „Schreiben Sie ihn erst recht auf! — Zwei Stunden Nachexerzieren — fünf Pfund Sand! Wenn er hier gewesen wäre, hätte er doch jebummet.“

Die Soldaten haben keinen trockenen Faden mehr am Leibe, der Pleem geht leuchend, und über der Krupne liegt eine Dunstwolke. Doch jetzt werden sie von trögigem Ingrimm erfüllt und geben sich keine Mühe mehr. Je ärger der „Olle“ tobt und wütet, desto gleichgültiger werden die Musketiere. Selbst die Unteroffiziere fluchen leise vor sich hin.

Sin und wieder läßt der Hauptmann rühren, um sich bei Zyenpliz „die Kefle anzuseuchen“.

Die beiden Leutnants folgen scheinbar aufmerksam dem Exerzieren der Kompagnie, erzählen sich aber in Willkürlichkeit saftige Joten und machen sich über „Hauptmann Drei Stern“ lustig.

„Ach, Feschichte hier wird langweilig,“ nüstelt v. Zigenitz. „Scheint heute jar nich aufhöven zu wollen.“

„Nee, so lange noch 'u Droppen in meiner Flasche is, nich“, erwidert Zyenpliz.

„Ziehen Sie doch den Dred weg!“

„Kamose Idee! Wird jemacht!“ stimmt der andere zu und läßt den Rest des Kognaks in den Sand laufen.

Der Hauptmann hat inzwischen die Kompagnie Aufstellung zum Parademarsch nehmen lassen. Die Soldaten flüstern sich zu: „Bloß nicht anstrengen!“ Sie kennen ja ihren „Olle“ und wissen, daß bei ihm der Parademarsch die Quintessenz der Schinderei ist. Damit ist er selbst in seinem sanftesten Zustande selten zufrieden, und gar erst, wenn er so ist wie heute! Da wäre jede Mühe doch umsonst.

Der Hauptmann will sich zuvor noch einmal stärken und begibt sich zu Leutnant von Zyenpliz. Der erklärt jedoch achselzuckend, daß der Stoff leider ausgegangen sei.

„Donnerwetter, haben Sie gegossen!“ bricht der Hauptmann ärgerlich aus. „Werde Sie das nächste Mal doch lieber eintreten lassen.“

„Ach, Verzeihung — haben Herr Hauptmann ganz allein ausgetrunken,“ erwidert Zyenpliz mit einem maliziösen Lächeln.

„Nich möglich!“ brummt der Kompagniechef und wirft dem Leutnant einen wütenden Blick zu.

Darauf läßt er die Kompagnie vorbeimarschieren. Dabei werden seine Butausbrüche immer wilder — er macht den Eindruck eines Tollhänsefers. Plötzlich fällt er auf dem Pferde schlapp zusammen — mit heiserer Stimme gibt er den Befehl zum Formieren der Marschordnung und läßt den Rückmarsch antreten.

Die beiden Leutnants sehen sich an und lächeln verständnisinnig.

Schweigend zieht die Kompagnie auf der staubigen Chaussee

dahin. Kein Gesang erschallt, kein Scherzwort fliegt von Mund zu Mund — verbissener Grimm liegt auf den Lippen aller, sich hin und wieder in einem unterdrückten Fluchte Luft machend.

Da kommt ihnen eine andere Kompagnie laut und lustig singend entgegen. Als sie bei der achten vorbeimarschirt, wird dieser zugeworfen:

„Na, die achte hat's heute wieder gut gehabt!“ — „Ihr seid wohl wieder ordentlich geschliffen worden!“ — „Ihr drückt ja die Knie nach der Heimat durch!“

Doch die Musiktiere der achten antworten auf alle scherzhaften Querspiele nicht. Sie sind nach der Schinderei auf dem Exerzierplatze nicht aufgelegt zu Spähen.

Möglichst ruft ein Wigbold der anderen Kompagnie: „Noch 'ne Gemessh — drei Stern!“ Lautes Gelächter folgt diesen Worten, von der vorbeimarschierenden Kompagnie übermütig, spöttisch — von der achten dumpf großend, aber doch die Brust wie von einem Ah befreiend.

Die Offiziere und Unteroffiziere heißen sich auf die Lippen. Während will der Hauptmann der achten aufstehen, befinnt sich aber schnell eines Besseren und tut, als ob er nichts gehört hätte.

Bald steht die Kompagnie wieder auf dem grauen, stumpfsinnigen Kasernenhofe. Der Hauptmann läßt kurze Kritik:

„Das Exerzieren war heute unter aller Kanone — geradezu faumäßig! Deshalb exerziert die junge Kompagnie sofort eine Stunde nach.“

„Das ist für das Vaden,“ denken die Musiktiere. „Herr Leutnant von Hauptmann,“ wendet sich der Hauptmann an diesen, „übernehmen Sie die Aufsicht beim Nachexerzieren!“

„In Befehl, Herr Hauptmann!“ antwortet er und denkt, indem er salutierend an den Helm greift und vor Kerger plagen möchte: „Aha! Das ist die Dummheit für meine Bemerkung.“

Während die Unteroffiziere nun ihre Wut an den Soldaten auslassen, begibt sich Hauptmann „Drei Stern“ ins Kasino: „Dr'nanz — 'n Gemessh!“

## Die Welt der Atome.

### I.

In unendlicher Mannigfaltigkeit und in ständigem Wechsel breitet sich aus vor uns die Welt. Aber der dauernde Gedanke befestigt die flüchtig schwebenden Erscheinungen. Er sieht sie, durch eberne Bande einander gefestigt, aus einem Urquell der Natur fließen. Was ist denn diese Natur? Woraus und wie ist sie gebildet? Auf diese Fragen, die das Nachdenken der Menschheit immer wieder und wieder gereizt hatten, hat uns die griechische Naturphilosophie die ersten vernehmbaren Antworten geliefert. „Aus Wasser ist alles entstanden und in Wasser kehrt alles wieder zurück,“ lehrte Thales aus Milet (VI. Jahrh. v. Chr.). „Die Luft, aus der durch Verdichtung und Verbünnung Feuer, Wind, Wolken und Erde hervorgehen, — ist das Urelement der Dinge,“ so klang die Lehre von Anaximenes, dem jüngeren Landsmann von Thales. — „Die Zahl ist der Anfang der Dinge, die Ursache ihrer materiellen Existenz,“ dies ist der Inhalt der pythagoräischen Ansicht. Wir lächeln jetzt über diese naiven Antworten, aber schon im Altertum haben sie viel reiferen und klareren Theorien Boden geschaffen. Dies sind die Theorien von Empedokles und Demokrit.

Empedokles stellte die Lehre von den vier Grundstoffen oder Elementen auf. Diese Elemente — Erde, Wasser, Luft, Feuer — sind ungeworden und unvergänglich. Jedes von ihnen besteht aus qualitativ gleichartigen Teilen, und sie treten, durch zwei Urkräfte (Liebe und Haß) getrieben, in verschiedene Verbindungen ein, woraus die wechselnde Mannigfaltigkeit der materiellen Welt entsteht. Diese Lehre, von Aristoteles aufgenommen, hat ein so zähes Dasein erhalten, daß wir ihre Spuren sogar bis in die neueste Zeit verfolgen können. Aber man ging zuerst nicht daran, den Begriff des Elementes schärfer zu präzisieren und die Grundstoffe experimentell abzuheben. Im Gegenteil: man blieb bei der Vorstellung einer allen Körpern gemeinsamen Materie und hielt die gegenwärtige Umwandlung der Grundstoffe für möglich. Sagt doch schon Plato in seinem „Timäus“: „Wir glauben zu sehen, daß das Wasser durch Verdichtung zu Stein und Erde wird; durch Zertheilung wird es Wind und Luft; die entsündete Luft wird Feuer; dieses aber nimmt, verdichtet und ausgegüht, wieder die Gestalt der Luft an, und letztere verwandelt sich in Nebel, der zu Wasser zerfließt. Aus diesem endlich gehen Steine und Erde hervor.“ Diese Anschauungsweise wurde für die mittelalterliche Alchimie maßgebend. Nur mit dem Unterschiede, daß an die Stelle von den vier Elementen des Empedokles zuerst Quecksilber und Schwefel traten und dann später als drittes noch das Salz. Das Quecksilber bedingte die metallischen Eigenschaften der Körper, Schwefel — Geruch und Brennbarkeit, während Salz für die Löslichkeit und den Geschmack als bestimmend betrachtet wurde. Diese Grundstoffe hatten mit den heute so bezeichneten nur den Namen gemeinsam und wurden oft direkt als „philosophisches Quecksilber“ usw. bezeichnet. Erst das 17. Jahrhundert gelangte, mit der Wiedergeburt der Naturwissenschaften, zu einem erfahrungsmäßigen Begriff des chemischen Elements.

Hatte Empedokles seinen Blick auf die qualitative Beschaffenheit der materiellen Welt gerichtet, so kam es für Demokrit vor allem darauf an, ihre quantitative Zusammenlegung zu begreifen.

Im unendlich ausgedehnten leeren Raume befinden sich in ewiger Fallbewegung die unendlich vielen Atome (griechisch = unteilbar). Sie sind voneinander nur durch Größe und Gestalt verschieden und wirken aufeinander nur durch Druck und Stoß. Die größeren Atome, die schneller fallen als die kleineren, stoßen mit diesen zusammen, und daraus entstehen die Seitenbewegungen und Wirbel, die Keime der ununterbrochen sich bildenden und immer wieder vergehenden Welten. „Es existiert nichts als die Atome und der leere Raum; alles andere ist Meinung.“ Dies ist das Weltbild, das uns Demokrit entwirft. Trotz prägnanter Einfachheit und Konsequenz, mit der sich hier zum ersten Male die mechanische Naturerklärung behauptete, war diese Lehre, dank ihrem rein spekulativen Ursprung, mit schweren physikalischen Fehlern behaftet, so ist z. B. die Annahme, daß die größeren Atome im leeren Raume schneller fallen müssen, durchaus falsch. Außerdem fehlten damals dieser lichten Theorie, um auf die naturwissenschaftliche Forschung beschränkend wirken zu können, alle Verbindungsglieder mit den Tatsachen der unmittelbaren Erfahrung. Aber nicht diese Umstände allein entschieden über ihr Schicksal. Die Lehre, die den Einfluß der göttlichen Mächte auf den Gang der Welt ausschaltete und nur mit den natürlichen Ursachen wirtschaften wollte, wurde schon im Altertum als ungeheuerlich und ruchlos angesehen. Der fromme Glaube siegte schließlich über die Vernunft, und so verfielen Demokrit und seine Lehre der Verachtung und Vergessenheit, denen sie erst im 17. Jahrhundert entziffen wurden, um bald darauf ein neues glänzendes Leben zu beginnen.

Es ist kein Zufall, daß der Mann, der mit Recht als Begründer der modernen Chemie gilt, zugleich ein eifriger Anhänger der demokratischen Atomistik war, so wenig es ein Zufall ist, daß er in einem Lande lebte und wirkte, wo die moderne industrielle Technik, deren Grundlage die experimentelle Naturwissenschaft bildet, zuerst ihre Blüte erreichen konnte. Der Engländer Robert Boyle (1626—91) hat die materialistischen Grundlagen in die Naturwissenschaften von neuem eingeführt und dadurch die einzig fruchtbare Methode der chemisch-physikalischen Forschung geschaffen. Unter dem endgültigen Druck mit den alchimistischen Bahngelassen hat er das Experiment, das direkte Befragen der Natur, als das fruchttragende Feld des naturwissenschaftlichen Denkens proklamiert. Er sprach als Grundlag aus, daß die nachweisbaren, nicht mehr zerlegbaren Bestandteile der Körper als Elemente zu betrachten seien — eine Ansicht, die für die chemische Wissenschaft seitdem maßgebend geworden ist. Ihm gebührt auch die Ehre der Entdeckung eines Gesetzes, womit eines der schönsten Kapitel der physikalischen Atomistik — die kinetische Gasttheorie — eingeleitet wurde, nämlich: daß die Gasvolumen dem darauf lastenden Drucke umgekehrt proportional sind. Schon im nächsten Jahrhundert nach seinem Tode haben die von ihm ausgestreuten Ideen eine reiche Saat getragen.

Seinem Grundsatze folgend, hat die Chemie eine Unmenge von Zerlegungen verschiedenster Körper vorgenommen. Es stellte sich bald heraus, daß die Zahl der unzerglegbaren (d. h. wohl verstanden — mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln unzerglegbaren) Stoffe oder Elemente im Vergleich mit der Zahl der überhaupt existierenden verschiedenen Körper verschwindend klein ist. Gegenwärtig zählt man noch nicht 100 (nach dem jüngst erschienenen Bericht der internationalen Kommission zur Bestimmung der Atomgewichte beträgt die Zahl der offiziell anerkannten Elemente 81), während z. B. die Zahl der bis jetzt erforchten organischen Stoffe allein nicht weniger als 100 000 ausmacht. Zwei sehr einfache Gesetze beherrschen diese bunte Welt. Die Elemente verbinden sich nicht auf gut Glück, sondern immer nur in bestimmten, konstanten Gewichtsmengen, die mit einander in einfachen ganzzahligen Verhältnissen stehen. Um das Wasser zu bilden, müssen wir immer auf 2 Gewichtseinheiten Wasserstoff 16 Gewichtseinheiten Sauerstoff nehmen. Und wenn sich diese zwei Elemente zu einem anderen Stoffe — Wasserstoffhyperoxyd — verbinden, so kommen auf dieselbe Gewichtsmenge Wasserstoff immer 32, d. h. im Vergleich zum früheren Beispiel eine doppelte Zahl der Gewichtseinheiten Sauerstoff. Diese Gesetze der konstanten und multiplen Proportionen, d. h. der unveränderlichen und einfachen, ganzzahligen Verhältnisse, in denen sich die elementaren Atome zu verschiedenen Stoffen verbinden, führten im Jahre 1805 den Landsmann Bohles, den Chemiker John Dalton zur Aufstellung der chemischen Atomtheorie.

1. Jedes Element besteht aus gleichartigen Atomen von unveränderlichem Gewicht.

2. Die chemischen Verbindungen bilden sich durch Vereinigung der Atome verschiedener Elemente nach einfachsten Zahlenverhältnissen.

Diese zwei Sätze bilden den knappsten und bündigsten Ausdruck der neuen Theorie. Diese Sätze bilden eine so außerordentlich großen Wichtigkeit, daß wir ihre Begründung am liebsten mit den eigenen Worten Daltons wiedergeben möchten. „Ob die letzten Teilchen der Körper, z. B. des Wassers, alle gleich sind, d. h. dieselbe Gestalt, dasselbe Gewicht usw. besitzen, ist eine Frage von einiger Wichtigkeit. Aus dem, was wir hierüber wissen, geht kein Grund hervor, in diesen Fällen eine Verschiedenheit anzunehmen. Findet dies aber im Wasser statt, so muß dies gleichfalls bei den Elementen, die das Wasser bilden, nämlich beim Wasserstoff

und Sauerstoff stattfinden . . . Wären einige Teilchen des Wassers schwerer als die anderen, und bestände ein Teil dieser Flüssigkeit bei irgend einer Veranlassung vorzüglich aus diesen schwereren Teilchen, so müßte man annehmen, daß dadurch das spezifische Gewicht der Masse beeinflusst werde, ein Umstand, der keineswegs bemerkt worden ist. Ähnliche Bemerkungen lassen sich bei anderen Substanzen machen. Man kann bemerken schließen: daß die lezten Teilchen aller homogenen Körper vollständig gleich in Gewicht, Figur usw. sind. Mit anderen Worten: jedes Teilchen Wasser ist gleich jedem anderen Teilchen Wasser, jedes Teilchen Wasserstoff ist gleich jedem anderen Teilchen Wasserstoff usw." (Dalton, Ein neues System des chemischen Teiles der Naturwissenschaft; I, S. 161). Demnach unterscheiden sich die Stoffe von einander lediglich durch verschiedene Art Lagerung und Bewegung der elementaren Atome, die selbst unveränderlich und unzerstörbar, durch ihre Verbindung jederzeit ein lehtes Teilchen, sog. Molekül, der betreffenden zusammengesetzten Substanz bilden. Man muß also nach der chemischen Atomtheorie streng zwischen Atom und Molekül unterscheiden. Atom ist das letzte, chemisch nicht mehr teilbare Partikelchen eines elementaren Stoffes. Molekül ist das letzte, physikalisch (also z. B. durch Zerschneiden, Zermalmern usw.) nicht mehr teilbare, chemisch aber in Atome zerlegbare Teilchen eines zusammengesetzten Stoffes oder Verbindung. Ein Molekül verhält sich zum Atom etwa wie ein lebendes Wesen zu den Zellen, woraus es gebaut ist. Es läßt sich kaum andeuten, welche ungeheure Bedeutung diese Theorie für die weitere Entwicklung der gesamten Chemie gehabt hat. Mit verblüffender Leichtigkeit und Anschaulichkeit lassen sich aus ihr nicht nur die einfachsten Grundgesetze, sondern auch die verwinkeltesten Spezialgesetze, wie die der Assoziation und Dissoziation, Homömerie usw. ableiten. Wir wollen jetzt nur einen, für den Laien vielleicht den befremdlichsten Punkt näher beleuchten.

Wie ist es möglich — so wird mancher fragen — daß die Vereinigung verschiedener Atome ganz andere Eigenschaften aufweisen als die Atome selbst. Chlor ist z. B. ein äzendes, giftiges Gas; Natrium ein reaktionslustiger Stoff, der wohl einen jeden Menschen töten würde, dem es einfließe, ein Städchen davon zu verschlucken. Sobald aber ein Atom Chlor sich mit einem Atom Natrium verbindet, entsteht ein Molekül Kochsalz — ein Stoff, an dem man nichts von den gefährlichen Eigenschaften seiner beiden Erzeuger merkt. Nun, solche Wunder treten uns überall entgegen. Die drei Linien, welche ein Dreieck bilden, haben nichts an sich, was mit den geometrischen Eigenschaften dieser Figur in irgend welchem Zusammenhange stände, und wenn wir sechs Stäbchen haben, können wir daraus ein Sechseck bilden, aber ebenso gut eine dreilantige Pyramide, also zwei total verschiedene geometrische Gebilde. Der eine Fall ist schließlich um nichts wunderbarer als der andere.

## Sonneninsel und Nebelland.

(Zur Ausstellung bei Fritz Gurlitt.)

Paul Gauguin und Friedrich Kallmorgen, das sind zwei Welten, die gegeneinander stehen. Wenn man aus dem Zimmer, da die Bilder des Norddeutschen hängen, in den Saal des Franzosen, des Wilden von Tahiti, tritt, meint man aus verqualmtem Grau und ägrendem Braun in ein Paradies dampfender Farben zu kommen. Es ist aber nicht nur die Landschaft, die diese beiden Maler trennt. Kallmorgen ist ein Produkt der Geschichte; Gauguin entwuchs der Natur, eine Blüte aus der feuchten Schwüle tropischer Unberührtheit. „Das Barbarische ist für mich ein Verjüngungsmittel, ich bin weit, weit zurückgegangen, weiter als bis zu den Pferden des Parthenon, zurück bis zu den Holzpferdchen meiner Kindertage.“ So schreibt Gauguin von sich selbst in dem von Raubität köstlichen und in Sinnlichkeit untertauchenden Buch „Noa—Noa“. Und Maurice Denis, ein anderer von denen, die um 1890 angingen, aus dem leidenschaftlichsten Naturalismus eine von Blut erfüllte und mit heißen Temperamenten geladene Monumentalität zu gewinnen, sagt: „In der Tat, wir kehrten zur Kindheit zurück, wir wurden wieder ganz dumm. Und das war das Gescheiteste, was wir damals tun konnten. Unsere Kunst wurde eine Kunst der Wilden, der Primitiven.“ Das ist es, was diesen Gauguin von jenem Kallmorgen trennt. Der andere gehorcht der Konvention, er ist ein Gelehrter und ein Meister. Gauguin war ein Jäger, ein Abenteurer, einer, der die Natur nicht in ein Schema zwingen wollte. „Ich muß immer erst das Urwesen der Pflanzen, der Bäume, der ganzen mannigfaltigen Natur in mich aufnehmen.“ Wie er das meint, davon erzählt er in seinen geniesenden Erinnerungen an die durchsonnten Tage von Tahiti, die Sonneninsel, in deren Schoß er sich schlüctete: „Die Landschaft mit ihren starken, reinen Farben blendete mich, machte mich blind . . . Vergoldete Gestalten in Wägen und am Strande entzückten mich, warum gögerte ich, dieser Sonnenjubil auf meine Leinwand zu bannen . . . Plötzlich, bei einer jähren Wendung, bemerkte ich an einen Felsenvorsprung gelehnt, den es mit beiden Händen eher liebte als es sich daran festhielt, ein junges nacktes Mädchen. Es trank aus einer Quelle, die leise aus großer Höhe zwischen den Steinen

niederrieselte. Nachdem es getrunken hatte, nahm es Wasser in beide Hände und ließ es zwischen den Brüsten niederrinnen . . .“

Von solcher Urmenschlichkeit, von solchen Instinkten des Menschentieres sind Gauguins Bilder Dokumente. Es wird in dessen nicht an Leuten fehlen, die sich abwenden, weil das, was da an Grimassen und grellen Schreien jäh aufbäumt, mit Kunst nichts mehr zu tun habe. Ganz recht, mit der Kunst, wie sie auf den Akademien gelehrt wird, hat Gauguin in der Tat nichts zu tun; desto mehr aber mit jener Kunst, die in den Kinderliedern der Mütter, in den barbarischen Tänzen der Insulaner, in den Kreisen der Pfauenfeder mystisch schlummert und selbstverständlich lebt. . . Da hängt ein ganz frühes Bild, noch aus der Bretagne, ein Dorf. Man sieht hinein, mit träumender Intimität, ohne Beharren am einzelnen, in das Wesentliche dieses schweigenden Daseins, in diese Welt aus Schindeldächern und verwadelten Mauern, in dieses Musizieren aus violetten Tönen. . . Ganz Anschauen und ganz Genuß ist auch ein anderes, daneben hängendes Bild, ein lichtgrünes. Weiße, immaterielle Hauben bretonischer Mädchen flimmern; fastig grüne Schürzen schaffen Ruhe. So war also Gauguin bereits ein Maler des Wesentlichen, bevor er zur Sonneninsel segelte. So war es nur ein natürlicher Prozeß, daß er dann dort unten all die unsterbliche Frische, die vom Tau der Morgenröte überrieselte, schlummernde und doch immer wache Sinnlosigkeit entdeden und gestalten mußte. Entdeden, wie einer, der sich selber findet. Gauguin malte die Blumen des Urwaldes wie ein Konzert von süßen, schalmeienden Tönen in perlender Helligkeit. Er malte die Sonne der Tropen nicht grell und schlagend, vielmehr als einen goldenen Schleier, als ein Rieseln sanften Feuers. Er malte die bronzenen Leiber der Mädchen und aus den Wilden werden (um noch einmal Denis zu berufen): „Frauengestalten von soviel Vollendung und Liebreiz, daß man nur von göttlicher Schönheit sprechen kann.“ Ein Hoheslied der Sonne.

Im Norden, in der Kälte, da aber lastet der Nebel, da wurde schon längst der Mensch gezähmt, daß er artig seine Pflicht tue. Als eine Pflicht wird auch die Kunst verrichtet. Wir haben uns daran gewöhnt, wir merken es kaum noch. Kallmorgen ist ein guter Maler; wie er die Elbe bei Hamburg gibt, maffig, dick und tot, das ist ausgezeichnet und wahr. Wer aber auch nur einen Bild, einen einzigen, tun darf in das Sonnenglied, der opfert gern ein ganzes Museum des Rebellandes dafür.

Robert Dreuer.

## Kleines feuilleton.

### Physiologisches.

Die Ungleichheit der beiden Gesichtshälften. Ein vollkommen regelmäßiges Gesicht gibt es vielleicht überhaupt nicht oder gehört mindestens zu den seltensten Ausnahmen. Namentlich sind die beiden Gesichtshälften mehr oder weniger wesentlich von einander verschieden, was sich in der Regel schon bei einer genaueren Betrachtung von der Vorderseite her ergibt. Um die Abweichungen des rechten Profils vom linken durch das Auge festzustellen, ist freilich schon ein geübter Blick nötig, da man nicht beide Seiten gleichzeitig sehen kann. Allenfalls ließe sich dies in der Hauptfrage mit Hilfe eines Spiegels bewirken. Es stehen aber noch andere Mittel zur Verfügung, zuverlässige Studien über die verschiedene Entwicklung der Gesichtshälften auszuführen. Einmal lassen sich un schwer ganz genaue Messungen vornehmen, und dann kann man auch die Photographie zu diesem Zweck benutzen. Dies Verfahren ist von dem deutschen Physiologen Dr. Hallervorden vorgeschlagen worden, und zwar in einer einfachen und einleuchtenden Form. Man photographiert ein Gesicht dreimal, einmal von vorn, das zweitemal ganz von links und das drittemal ganz von rechts. Von den Profilaufnahmen werden je zwei Abzüge gemacht, der eine in gewöhnlicher Stellung, der andere in der Stellung des Spiegelbildes. Dadurch erhält man die Möglichkeit, zwei linke Hälften oder zwei rechte Hälften nach Belieben zu einem vollständigen Wils des Kopfes zusammenzusetzen. Sät man nun die eigentliche Aufnahme der Vorderfläche gegen diese zusammengefügte Bilder, so werden die Unterschiede der rechten und der linken Gesichtshälfte deutlich zum Ausdruck kommen. Nach den gegebenen Proben ist es erstaunlich, wie sehr sich der Gesichtsausdruck verändert, wenn das Bild zwei rechte oder zwei linke Hälften des Gesichts enthält. Allerdings läßt sich diese Folge wohl begreifen, wenn man beispielsweise nur daran denkt, wie verschieden bei den meisten Menschen die beiden Hälften des Mundes und insbesondere der Mundwinkel geraten sind. Ist der Mund ein wenig nach einer Seite gezogen, so wird sich der Gesichtsausdruck schon bedeutend ändern, wenn die dadurch bedingte Falte auf beiden Seiten des Gesichts auftritt. Auch die Nase ist fast bei allen Menschen mehr oder weniger unregelmäßig gestaltet. Aber auch für tiefere Betrachtungen ist diese photographische Untersuchung, die mancher vielleicht schon des Vergnügens halber wird versuchen wollen, von Wert. Wenn nämlich die Theorie richtig ist, daß die verschiedene Entwicklung und Betätigung der beiden Gehirnhälften sich widerspiegelt, so müßten gewisse geistige Eigenschaften in jener künstlichen Rechts- und Linksbindung des Gesichts besonders deutlich werden. Dem Studium der Physiognomie wird durch diese Benutzung der Photographie ein weites Feld eröffnet.